

# Kongenialer Diskurs

Die Zuwendung zeitgenössischer Wissenschaft zur Anthroposophie:  
Symptom eines neuen Epochenabschnitts?  
Zu Lorenzo Ravaglis Buch »Zanders Erzählungen«

---

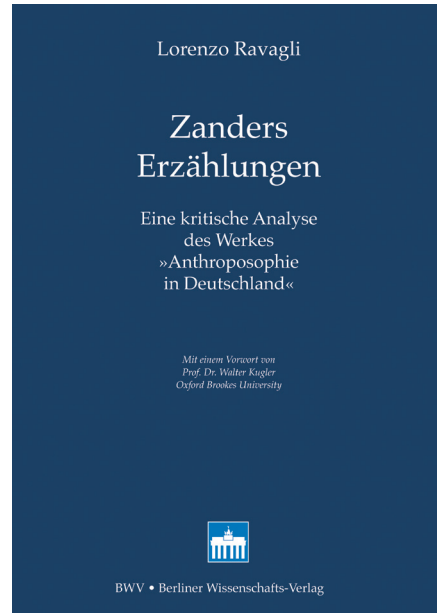
Seit einigen Jahren ist ein Trend zu beobachten, den Teile der institutionalisierten Anthroposophie meines Erachtens zu Recht aktiv mit eingeleitet haben: Die intensivere Zuwendung zeitgenössischer akademischer Wissenschaft zur Anthroposophie. Man sieht das an einer Reihe neuer Bücher, aber auch an der Einrichtung von anthroposophischen Forschungsklustern an renommierten Universitäten, wie etwa »Soziale Skulptur« an der Oxford Brookes Universität oder des »European Integrated Master Program« für anthroposophische Berufe an der Universität Plymouth in England. Ganz gleich, wie man den damit verbundenen verstärkten Austausch bewerten mag: Er wird zu einer der wichtigsten Herausforderungen der kommenden Jahre nicht nur für Einzelaspekte, sondern für das Ganze der Anthroposophie werden. Denn in einer Wissensgesellschaft wie der heutigen, in der wissenschaftlich legitimerter Forschung – zum Teil unabhängig von ihrer tatsächlichen Güte, und meist ungeachtet ihrer notwendigen zeitbedingten Vorurteilsstruktur – der Rang einer »säkularen Religion« zukommt, kann damit eine öffentliche Aufwertung, aber auch eine Diskreditierung verbunden sein. Obwohl Anthroposophie als solche nicht davon abhängig ist, wird sich der entsprechende Prozess in der Form einer grundlegenden Prüfung zentraler Episteme als für ihr gesellschaftliches Schicksal im 21. Jahrhundert vermutlich tiefgehender erweisen als manche Einzelergebnisse im Bereich verschiedener erfolgreicher Anwendungsgebiete. Wissenschaftliche Grundsatzdebatten wirken nicht aufsehenerregend und kurzfristig wie politische Ereignisse und auch nicht mittelfristig durch Taten überzeugend

wie sachliche Problemlösungsorientierungen, die mit dem Erreichen ihres Ziels abgeschlossen sind. Sondern sie beeinflussen den Status und die Identität ihrer Themen langsamer und fließender, in längeren Inkubationszeiten und manchmal auch diskontinuierlicher, aber dafür insgesamt grundsätzlicher und langfristiger.

Das Spannungsfeld, das sich damit eröffnet, ist ebenso spannend wie komplex. Es eröffnet ebensolche Chancen wie Angriffsflächen, und es zeigt Potenziale ebenso auf wie Grenzen. Mit ihm drängt sich unter anderem auch die Frage auf, ob die institutionalisierte Anthroposophie auf die damit zu erwartenden Grundsatzdebatten ausreichend vorbereitet ist. Nicht nur wurde der Austausch mit der gesellschaftlichen anerkannten Wissenschaft über anthroposophische Basis-Episteme durch Jahrzehnte hindurch vernachlässigt, was einerseits historische Wurzeln in dem traditionell schwierigen Verhältnis zwischen idealistischen und materialistischen Spielarten von Wissenschaft seit dem 19. Jahrhundert hat, andererseits auf Grundlagenprobleme der Beziehung zwischen Spiritualität und Rationalisierung zurückzuführen ist. Zwar gab es immer neue Bemühungen, einen produktiven Austausch zu suchen – etwa im Rahmen der Gründung von Joseph Beuys »Freier Internationaler Universität« 1973, der (weltanschaulich offenen) Universität Witten/Herdecke 1983 oder von (weltanschaulich eher »geschlossenen«) Nischengründungen wie der Alanus Kunsthochschule Alfter 2002, aber auch im Rahmen der individuellen Arbeit einiger weniger Lehrstuhlinhaber an »normalen« Universitäten. Doch blieben

diese bei allen großen Vorzügen meist stark anwendungs- und spezialisierungsorientiert, sodass sie die wissenschaftsphilosophischen, wissenschaftstheoretischen und erkenntnis-kritischen Grundlagen der zeitgenössischen Paradigmendiskussion kaum ausreichend verbreitert und entsprechend öffentlichkeits-wirksam abdecken konnten. Eine der wenigen Ausnahmen bildete in den vergangenen Jahren meines Wissens das Friedrich von Hardenberg Institut für Kulturwissenschaften, das aber bislang keinen anerkannten akademischen Status aufweist.

Auf der anderen Seite hat das Gros akademischer Forschung in Deutschland nach den Erfahrungen der Totalitarismen des zweiten Weltkriegs einen systematischen Anti-Essentialismus in seiner öffentlichen Rationalität verankert, der sich jeder Ganzheitserfahrung aktiv widersetzt, ja sie im Dienst gesellschaftlicher Offenheit und pluralistischer Gesellschaftsordnung bekämpfen zu müssen meint. Diese Grundhaltung war zumindest im Zeitalter der Paradigmen-Herrschaft der »Postmoderne« zwischen 1970 und 2001 mit einer vergleichsweise radikalen und vor allem stark pauschalisierenden akademischen Tabuisierung von »spiritueller Rationalität«, Essentialismus, Idealismus und Metaphysik jeder Art verbunden – und zwar frei nach dem berühmten Motto des Namensgebers der Epoche, des Philosophen, Politik- und Diskurs-ethikers Jean-Francois Lyotard (1924-1998): »Der metaphysische Weg ist bekanntlich immer ein Irrweg« (man beachte die Vorurteilsstruktur des »bekanntlich«!). Deshalb blieb die Zuwendung wissenschaftlicher Forschung zur Anthroposophie – wie zu anderen neo-essentialistischen Weltanschauungen – in diesem Zeitraum fast immer einseitig »dekonstruktiv«, »kontextualisierend« und einem »abbauenden« Bemühen um Entmythologisierung verpflichtet, das vergleichsweise monologisch versuchte, jedwede ideellen Motive auf ökonomische und Machtansprüche zu reduzieren. Mit dieser Reduktion auf einen



monokausalen Unterbau-Überbau-Dualismus zum Zweck der »systematischen Desillusionierung« waren Missverständnisse vorprogrammiert, weil Kontextualisierung und Entmythologisierung zwar auch für die Zukunft der Anthroposophie zentral und unverzichtbar sind, sich Anthroposophie damit allein aber ihrer Natur, ihrer Wirkungsgeschichte und ihren Intentionen nach nicht ausreichend »fassen« lässt.

Zu letzterer Art programmatisch »desillusionierender Zuwendung« gehörte jüngst auch das aufsehenerregende Werk des Historikers und katholischen Theologen der Humboldt-Universität Berlin, Helmut Zander: »Anthroposophie in Deutschland. Theosophische Weltanschauung und gesellschaftliche Praxis 1884–1945« (Göttingen 2007). Dieses Werk tritt mit dem Anspruch einer ersten »Universalgeschichte der Anthroposophie« an und setzt dabei in Analyse und Paradigmenstruktur sowohl den »postmodernen« Ansatz der »Entzauberung« auch noch über das Ende der »Postmoderne« hinaus fort, wie es andererseits auch dem neueren Trend der Zuwendung

etablierter Wissenschaft zum Thema Anthroposophie zugehört. In zwei Bänden und auf über 1800 Seiten ringt Zander in ständigem Zwiespalt zwischen Verständnisbemühung und Zertrümmerungsinteresse um eine »entmythologisierende Kontextualisierung« von Rudolf Steiner und der Anthroposophie als Weltanschauung. Er will damit nach eigener Aussage die Anthroposophie als solche »zur Disposition stellen«. Obwohl dieses Werk nachweislich von zahlreichen Fehlern, Missdeutungen und einer vorab feststehenden Tendenz programmatischer Pauschalabwertung durchdrungen ist, wurde es in der Öffentlichkeit bald nach seinem Erscheinen als »neues wissenschaftliches Standardwerk« zur Anthroposophie rezipiert. Mit der Zuschreibung von Wissenschaftlichkeit unvermeidlich verbunden war, wie stets, die öffentliche Zuschreibung einer epistemischen Meta-Position: einer »höheren Warte«, von der aus man nun Anthroposophie endlich auf solider Grundlage rational als Ganze bewerten könne. Zanders Werk war trotz seiner Schwächen eben aufgrund seiner formalen Wissenschaftlichkeit drauf und dran, die »Deutungshoheit« über die Anthroposophie zu übernehmen – mit unabsehbaren, langfristigen und grundsätzlichen Konsequenzen.

Auf diese Herausforderung hat der Münchner Wissenschaftspublizist Lorenzo Ravagli nun reagiert und eine meisterhafte Entgegnung geschrieben: »Zanders Erzählungen«, erschienen im renommierten Berliner Wissenschafts-Verlag.<sup>1</sup> Darin geht er auf 440 Seiten kommentierend durch das Werk Zanders und weist – von den großen Grundannahmen bis in kleinste Formulierungen und Details hinein – dessen Inkonsistenzen und Widersprüche in der besten Manier klassischer Philosophietradition auf. Ravagli zeigt unter Zuhilfenahme eines reichen, Jahrhunderte umspannenden philosophiehistorischen und wissenschafts-systematischen Instrumentariums, das er souverän handhabt, überzeugend auf, dass Zander die Geschichte der anthroposophischen

Gesellschaft einseitig als Machtgeschichte statt als Ideen- und Diskursgeschichte liest, und dass er damit trotz seines Aufwandes und seiner eindrucksvollen akademischen Gestik am Kern der mit der Anthroposophie verhandelten Sache vorbeigeht.

Ravagli beginnt seine Streitschrift mit dem Verweis auf die zu allen Zeiten von Gelehrten anerkannte Notwendigkeit, mittels Gegen Darstellungen falsche Positionen aufzulösen, um nicht ganze geistige Welten der Diskreditierung preiszugeben. Schritt für Schritt geht er dann alle großen Schwerpunkte des Zanderschen Werkes durch: Von der zugrundeliegenden falschen Terminologie, die »Theosophie« und »Anthroposophie« weitgehend gleichsetzt, über die Geschichte der anthroposophischen Bewegung, Steiner als Goetheforscher, die genauen Inhalte der Steinerschen Philosophie, seinen Übergang in die Theosophie und sein Verhältnis zu deren geistiger Tradition. Nach einer ausführlichen Widerlegung von Zanders Deutung zentraler Schriften Steiners aus dem 20. Jahrhundert schließt das Werk mit einer Grundsatzörterung des Verhältnisses zwischen Moderne und Esoterik und zwischen Historismus und Essentialismus.

Ravaglis gelehrte Erwiderung atmet den Geist der großen philosophischen Streitschriften der Geschichte. Er »kontextualisiert« und »entmythologisiert« Zanders Leistung selbst, indem er gleichzeitig seine Leistungen sachlich anerkennt und den vertieften Austausch über Stärken und Schwächen prinzipiell als Erkenntnisgewinn begrüßt. Es gelingt Ravagli damit, nicht nur dem behandelten Sachdiskurs zu neuzeitlichen ideengeschichtlichen Strömungen maßgebliche Impulse zu verleihen, sondern auch Anthroposophie als solche wissenschaftlich darzustellen und als Vernunftdiskurs zu profilieren. Für den Leser korrigiert sich der negative Eindruck, den Zanders Werk insgesamt von Anthroposophie hinterlässt, um das Gegenteil – aber nicht in einem ihm fremden, sondern kongenialen Diskurs

und Argumentationsgestus. Eben deshalb ist dieses Buch meiner Meinung nach von außerordentlicher symptomatischer Bedeutung gerade in der gegenwärtigen Epochenzäsur. Ravaglis persönliche Leistung ist dabei umso bemerkenswerter, als er nach innen stets als Reformier, Kritiker und Aufklärer, nach außen stets als konsequenter Apologet der Anthroposophie aufgetreten ist – und sich zum Teil damit zwischen alle Stühle gesetzt hat. Hier gelangt seine dialektische Argumentationskunst zu einem Höhepunkt, der für alle, die am Verhältnis zwischen Gegenwartswissenschaft und Anthroposophie (und anderen neo-essentialistischen Strömungen) interessiert sind, wohl zur genussvollen Pflichtlektüre werden dürfte.

Aber auch die Probleme, die sich mit diesem Buch indirekt als Zeitsymptome zeigen, liegen auf der Hand: Ravagli scheint bislang einer der wenigen, wenn nicht gar der einzige im deutschen Sprachraum zu sein, der zu einer solcherart epistemologisch und wissenschaftssystematisch vertieften und sachkompetenten Verteidigung der Anthroposophie gegenüber unzutreffenden Deutungsversuchen seitens akademischer Gegenwartswissenschaftler in der Lage ist. Dabei hat er keinen Lehrstuhl, ist also akademisch nicht angemessen legitimiert. Das weist auf ein Grundsatzproblem hin: Die fehlenden jüngeren Anthroposophen in der säkularen Wissenschaftsszene. Zwar gab es einige herausragende Persönlichkeiten der 1960er und 1970er Generation, aber diese sind heute im Rückzug von ihren Lehrstühlen begriffen. Und zwar wurden vor kurzem Walter Kugler und auch Jaap Sijmons zu Professoren an wichtigen Universitäten ernannt, aber beide sind trotz hervorragender ideengeschichtlicher, kulturwissenschaftlicher und philosophischer Kompetenzen Professoren für soziale Kunst und Gesundheitsrecht. Wenn es sie gibt, dann sind Anthroposophen heute Professoren für klassische Anwendungsfelder, in denen sich Anthroposophie historisch spezialisiert hat: Kunst, Erziehung,

Medizin, Landwirtschaft – und sie sind es meist in entsprechend spezialisierten akademischen Nischen. Was heute dagegen fehlt, sind »offene« Lehrstühle für anthroposophische Wissenschaftsphilosophie sowie für grundlagenorientierte Kultur-, Gesellschafts- und Politikwissenschaft an nicht-anthroposophischen, renommierten Institutionen. Daran bleibt zu arbeiten, und das ist für mich aufs Ganze, nämlich strukturell und langfristig über Einzelpersonlichkeiten hinaus besehen, die wichtigste Lehre aus dem »Fall Zander« und Ravaglis wegweisendem (wenn auch nicht immer unpolemischen) Dialogversuch. Fazit? Wenn es zutrifft, dass sich mit dem zunehmenden Interesse akademischer Wissenschaft für neo-essentialistische Strömungen wie die Anthroposophie symptomatisch ein im Prinzip begrüßenswerter neuer Epochenabschnitt ankündigt, der für alle beteiligten Seiten Fortschritt und Horizonterweiterung bringen kann, dann wird gut daran getan werden, Arbeiten wie jene Ravaglis zu fördern und zunehmend auch institutionell zu verankern – und zwar möglichst nicht in akademischen Gegen- oder Nischengründungen, sondern in offen dialogischer Weise innerhalb des anerkannten akademischen Betriebes selbst. Ravaglis Buch ist für die Sinnhaftigkeit solchen Bemühens Inspiration und Beispiel.

*Roland Benedikter*

**Anmerkung:**

- 1 Lorenzo Ravagli: Zanders Erzählungen. Eine kritische Analyse des Werkes »Anthroposophie in Deutschland«. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Walter Kugler, Oxford Brookes University. 440 S., EUR 39,-. Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2009